Leonard Turkowski

Ausflug mit Horst

Horst fährt seinen Wartburg ausgezeichnet. Hin und wieder wende ich den Blick von der Landschaft und betrachte sein Profil. Sein längliches, feines Gesicht ist ruhig. Die Konzentration hat es nicht seiner Heiterkeit beraubt. Wenn er mit hoher Geschwindigkeit die Kurven nimmt, die in Masuren nicht selten sind, erscheint um seinen Mund so etwas wie ein Lächeln der Befriedigung.

Der Wegweiser zeigt: Ostróda 14 km. Wir haben noch ungefähr 20 km vor uns, denn das Dorf, zu dem wir wollen, liegt nahe bei Ostróda.

Ich begleite Horst auf der Fahrt in die heimatliche Gegend seiner Frau. Horst selbst ist aus Magdeburg, aber seine Frau kam als Kind kurz vor Kriegsende mit den Eltern von Ostróda nach Deutschland. Sie haben sich in Leipzig kennengelernt, geheiratet und leben bis heute dort.

»Du kannst dir denken«, sagt Horst, als wir am Wegweiser vorbeifahren, »daß ich so etwas wie Lampenfieber habe. Stell dir vor, ich werde Leute treffen, die Martha von klein auf gekannt haben. Aber wer weiß, ob ich von denen überhaupt noch welche finde?«

»Keine Sorge«, versichere ich ihm, »ich kenne das Dorf.«

»Martha spricht an jedem Geburtstag davon. Es muß eine hübsche Gegend sein. Wie alt ist sie damals gewesen? Sieben.«

»Und du bist immer noch so in sie verliebt wie als Bräutigam.«

»Treu sein, treu sein, treu sein muß ein Mann«, trällert er mit leicht heiserem Bariton.

Ich mag ihn. Wir haben uns auf einem einwöchigen internationalen Symposium in Kudowa kennengelernt. Ich unterhielt mich mit ihm eigentlich nur, um meine deutschen Sprachkenntnisse aufzufrischen. Auf dem Abschiedsbankett tranken wir ein paar Wodka zusammen und dann Brüderschaft. Natürlich luden wir uns gegenseitig ein, bevor wir abreisten. Ich machte als erster von seiner Einladung Gebrauch und verbrachte zwei

Wochen in Leipzig. Martha ist genauso nett wie er. Sie stammt aus einer eingedeutschten Familie; mit dem Mädchennamen heißt sie Zaremba, aber sie versteht kein Wort Polnisch. Ihre Eltern leben nicht mehr, Geschwister hat sie keine. Ich habe sie beide nach Polen eingeladen, aber Martha wollte die Kinder, von denen das jüngste kaum ein Jahr alt ist, nicht allein in Leipzig lassen. Horst hat ihr feierlich versprechen müssen, daß er auch ihr Heimatdorf besuchen werde.

Wir haben Ostróda erreicht.

»Die Kreisstadt deiner Schwiegereltern«, sage ich.

»Aha, hier wurde Martha getauft! Laß uns halten.«

»Gut, dann fahr nach links zur Anlegestelle.«

Wir parken am Drwęckie-See, schlendern am Ufer entlang und trinken eine Flasche Fruchtsaft. Dann gehen wir zu der in der Nähe gelegenen Altstadt.

»Aber von der altertümlichen evangelischen Kirche sind 1945 nur Trümmer übriggeblieben, sie brannte während des Krieges aus«, informiere ich ihn.

In der vor Jahren vollkommen abgerissenen Altstadt, die stellenweise bereits wieder mit neuen Häusern bebaut ist, gibt es noch leere, mit Gras und Unkraut bewachsene Flächen.

Als wir vor der Ruine der alten Kirche stehen, starrt Horst aufmerksam in sie hinein, als wolle er die roten Ziegel zählen. Er murmelt: »1938 ist sie geboren, ein Jahr vor Kriegsausbruch. Wenn Hitler nicht gewesen wäre, wenn es nicht diesen Krieg gegeben hätte, wäre sie hiergeblieben und vielleicht hier auf die Oberschule gegangen.«

»Dann hättest du sie nicht kennengelernt, und sie wäre nicht deine Frau geworden«, sage ich.

»Na, dann hätte sich wohl eine andere gefunden.« Er lacht, wird aber sofort wieder ernst. »Ich verstehe nur nicht, warum Marthas Eltern von hier weggegangen sind, es war doch eine polnische Familie; die beiden Alten konnten gut Polnisch.«

»Und Martha? Konnte sie gar nicht Polnisch, oder hat sie es erst später verlernt?«

»Wahrscheinlich hat sie es nie gekonnt. Zu Hause unterhielten sie sich immer deutsch.«

Ich ziehe ihn fort. Durch eine enge Gasse kehren wir zur Anlegestelle zurück.

»Sie haben sich eindeutschen lassen, die polnische Sprache

war ihnen noch von der Jugend her geläufig, und Martha haben sie bereits deutsch erzogen. Daß sie noch vor Hitlers Niederlage übersiedelten, hängt damit zusammen, daß die Wehrmacht auf dem Rückzug die Leute zwangsweise mitnahm.«

»Unverständlich«, murmelt Horst, »unverständlich. Aber es gibt doch welche, die hiergeblieben sind.«

Wir werfen noch einmal einen Blick auf den See und steigen in den Wagen. Horst reißt sich aus seinen Gedanken, konzentriert sich wieder auf das Autofahren, und in den Kurven liegt um seine Lippen dieser Ausdruck der Befriedigung.

Wir halten in der Mitte des Dörfchens. Die letzten Worte, die ich mit Horst gewechselt habe, beunruhigen mich ein wenig. Solche Dinge hatten wir in Leipzig nicht berührt, Martha sprach nur immer davon, wie reizvoll ihr Heimatdorf sei. Ohne zu erklären warum, schlage ich Horst vor, daß ich mich bei einem Bekannten erkundigen werde, wo das Haus steht, in dem die Zarembas vor 1945 gewohnt haben. Er soll unterdessen beim Wagen warten.

Auf dem kleinen Platz, auf dem wir haltgemacht haben, schaut sich mein Freund andächtig nach allen Seiten um. An dem Dorf ist nichts besonders Reizvolles. Kastanien stehen auf dem kleinen Platz, dahinter ein Feuerwehrschuppen. Links und rechts der Dorfstraße einfache, niedrige Häuser aus Ziegeln, dahinter sind Wirtschaftsgebäude und Gärten zu sehen. In einem der nächsten Häuser – einem einstöckigen – ist ein Lebensmittelladen mit einem kleinen Schaufenster und einer Glastür, zu der drei Stufen hinaufführen.

Ich schaue Horst an – er bietet den Anblick eines in seinen Erwartungen getäuschten Menschen, doch in seinen Augen hält noch das andächtige Entzücken an, mit dem er hergefahren ist.

»Du bist enttäuscht«, sage ich.

»Nein«, erwidert er. »Das ist zwar ein ganz alltägliches kleines Dorf, aber irgend etwas ist doch daran . . .«

»O ruhig Dorf, o fröhlich Dorf«, deklamiere ich auf polnisch, übersetze es gleich ins Deutsche und füge die Quelle für das Zitat hinzu. »Du verstehst sicher, daß Begebenheiten, Menschen und Dinge in den Kindheitserinnerungen ganz anders sind, größer und farbiger.«

»Nun ja, natürlich«, unterbricht er mich und schaut sich weiter um. »Also geh dorthin und erkundige dich, wo das Haus ist.«

Ich treffe den alten Masuren in seiner Wohnung an. Als ich meine Bitte vortrage, verfinstert sich seine Miene, er schweigt eine Weile. Schließlich kratzt er sich die Glatze, die mit einem Kranz grauer Haare umgeben ist, und erklärt mir, das Haus liege am anderen Ende des Dörfchens, ein Holzhaus rechter Hand vom Feuerwehrschuppen. Da wohnen ja auch jetzt Zarembas, fügt er hinzu. Auf meine Frage, ob das Verwandte jener Zarembas seien, macht er nur eine unbestimmte Handbewegung und gibt etwas wie ein Brummen und Gähnen von sich.

Horst freut sich, daß es ein Holzhaus ist. Erst jetzt fällt ihm ein, daß es ein solches sein soll. Von den Beschreibungen Marthas her hat er eher eine gewisse, wenn auch nebelhafte Vorstellung von seinem Inneren und seiner Umgebung als von seinem Äußeren. Ich aber überquere den Platz noch unruhiger als vorher.

Das Holzhaus ist sehr hübsch, Horst bricht bei seinem Anblick in einen Ruf der Bewunderung aus. Im Schatten hoher Apfel-, Birn- und Nußbäume steht ein altes Bauernhaus von der Art eines Blockhauses mit an den Hausecken hervorstehenden Balkenenden. Es hat ein Strohdach und verschalte Giebel. Vor dem Haus entfalten Malven ihre Farbenpracht, hinter den Scheiben der kleinen Fenster gedeiht Myrte in Töpfen. Ein kleines Mädchen spielt am Eingang.

»Wunderschön«, sagt Horst entzückt, seine Augen leuchten.

Nach dem Vater gefragt, antwortet das Mädchen: »Hmmm! Papi, der ist eben auf den Hof gegangen.«

Ich überlege: Was mögen das für Zarembas sein, die jetzt das Haus der eingedeutschten Masuren bewohnen? Nach dem Tonfall des Mädchens sind es wohl Umsiedler aus dem Wilnaer Gebiet. Ein junger, ungefähr dreißigjähriger Mann hat uns bereits erblickt oder gehört und kommt mit einem Eimer in der Hand vom Hof.

»Sind Sie Herr Zaremba?«

»Ja.«

»Stammt Ihr Vater von hier?«

»Ja. Aber eigentlich ist er ein bißchen von hier und ein bißchen aus dem Nachbardorf.«

»Und ist das Ihr Kind?« Ich deute auf das Mädchen.

»Ah ja, das ist meins.« Er lacht. »Ich bin von hier, aber meine Frau ist in Nowowilejka geboren.«

Ich lache ebenfalls, mir wird leichter, und ich beeile mich, Horst die Neuigkeit von einer eventuellen verwandtschaftlichen Beziehung mitzuteilen. Ich bitte den jungen Bauern, es nicht zu verübeln, wenn ich meinem ausländischen Gast etwas auf deutsch mitteile. Da erklärt Herr Zaremba: »Wir können doch deutsch sprechen.«

Horst taut plötzlich auf, sagt: »Guten Tag!« und gibt dem Bauern die Hand. Wir informieren ihn, worüber wir soeben gesprochen haben. Gleich darauf stellt sich auch heraus, daß der alte Zaremba zu Hause ist. Der junge bittet uns ohne Zögern hinein.

»Meine Frau ist nicht da, ich weiß nicht mal, womit ich sie bewirten soll«, sagt er.

Durch einen dunklen Flur gelangen wir in eine geräumige Stube, die natürliche und künstliche Blumen zieren. Zwischen den alten, typisch deutschen Möbeln sind allein die religiösen Bilder an der Wand neu. Neben einem Porzellanaschenbecher mit deutscher Aufschrift stehen auf einer mächtigen Kommode farbige Palmwedel – ein im Wilnaer Gebiet, der Heimat der jungen Frau, übliches Innendekor – in einer Blumenvase, die ganz und gar nicht zu dem sonstigen Milieu passen wollen.

Der junge Zaremba geht sofort wieder hinaus, um den Vater zu holen. Horst sieht sich in dem Raum um, und mit einem Leuchten in den Augen murmelt er wieder »wunderschön«. Beeindruckt setzt er hinzu: »Hier ist sie also umhergelaufen . . .« Und nach einer Weile: »Vielleicht ist sie sogar in diesem Zimmer geboren worden.«

Kurz darauf tritt ein noch nicht alter Mann ein, knapp über die Fünfzig. Er hat eine Pfeife zwischen den Zähnen und wischt sich die Hände ab, die von irgendeiner Arbeit im Hause schmutzig sind.

Die Unterhaltung wird deutsch geführt. Der ältere Zaremba bittet Platz zu nehmen, fragt, woher wir kommen. Horst erklärt ihm mit gewisser Schwärmerei, daß in diesem Haus seine Frau aus der Familie der Zarembas geboren sei, er habe von ihr viel über dieses Dorf gehört und sei daher während seines Aufenthaltes in Polen extra hierhergefahren.

Zaremba senior läßt ihn nicht aus den Augen und zieht an seiner Pfeife. Er sitzt uns regungslos gegenüber und tastet hin und wieder nach einem Knopf an seiner Arbeitsjacke. Als Horst

geendet hat, sagt der Alte: »Dann lebt Siegfried also nicht mehr.«

»Er ist vor vier Jahren gestorben.«

»Nun ja. Ist also bloß noch Martha geblieben. Gegen sie habe ich nichts, sie war damals noch ein Kind; sie weiß vielleicht nicht mal was von mir. Ich bin nie bei ihnen gewesen.«

»Also sind Sie der Bruder meines Schwiegervaters? Wir haben überhaupt nicht gewußt, daß er einen Bruder hatte.«

»Ich bin sein Bruder, aber nur der Geburt nach. Ansonsten standen wir schlimmer als Fremde zueinander. Siegfried war für alle hier ein Fremder. Für mich war er ein Feind.«

Horsts Gesicht hat sich völlig verändert. Alle Freude ist daraus gewichen. Er runzelt die Stirn, seine Augen haben ihren Glanz verloren. Leise fragt er in bittendem Ton: »Könnten Sie mir nicht erzählen, wie das war?«

Der Hausherr fährt mit der Hand durch die Luft, starrt auf das Fenster, zieht ein paarmal an seiner Pfeife, die auszugehen droht, bis sie wieder dampft.

»Was gibt's da zu erzählen. Siegfried war älter als ich. Gleich 1933 trat er in die NSDAP ein. Um diese Zeit starb unsere Mutter, der Vater war schon zwei Jahre tot. Siegfried vertrieb mich einfach von Haus und Hof, und nach einem Jahr heiratete er. Er wurde ein großer Deutscher, und ich stank ihm nach Polentum. Aber ging es wirklich darum? Ihm ging's um die Wirtschaft, allein darum, er wollte sie für sich allein haben. So ein Deutscher war er. Ich ging ins Nachbardorf und arbeitete bei einem reichen Großbauern. Er dagegen setzte als Hitleranhänger allen hier hart zu. Noch heute knirschen die Leute mit den Zähnen, wenn einer auf ihn zu sprechen kommt. Als er fünfundvierzig auswanderte, zog ich auf den Hof zurück, weil er mir gehörte. Das ist alles.«

»Hat er sich niemals wieder gemeldet?« fragt Horst gedämpft.

Zaremba winkt ab, wie vorher, aber nach einer Weile steht er auf, geht zur Kommode, kramt in einer Schublade und bringt ein Stück Papier zum Vorschein. Er reicht Horst das Blatt. Auf einer vergilbten Seite aus einem Schreibheft sind verblaßte Krakel zu erkennen.

»Das war unsere ganze Korrespondenz. Ich hab ihm nie geantwortet.«

Ich trete zu Horst, beuge mich über das Blatt und lese mit

ihm zusammen: Bruder! Ich grüße Dich, auch wenn Du mich unnötigerweise verlassen hast. Du hättest ruhig zusammen mit mir auf dem Hof arbeiten können, anstatt zu fremden Leuten zu laufen. Wie ich höre, bist Du zurück auf dem väterlichen Erbe. Das freut mich. Mir ist es jedenfalls lieber, Du hast es, als daß diese fremden Leute aus dem Osten kommen. Ich denke, du wirst meine Arbeit, die ich in die Wirtschaft gesteckt habe, besser als sie schätzen und wirst den Hof weiter hochbringen. Wenn ich zurückkomme, werde ich mich für Deine Mühe erkenntlich zeigen, und wenn es gut geht, dann reicht das Brot auch für unsere beiden Familien. Ich würde mir ein neues Haus bauen, Du könntest ja in dem alten bleiben. Bemühe Dich also weiterhin. Schreib mir, wie Du wirtschaftest und wie dort alles aussieht. Ich arbeite hier unterdessen in der Fabrik. Ich grüße Euch noch einmal und wünsche Euch alles Gute. Dein Bruder Siegfried.

Auf dem Blatt steht das Datum: 13. Dezember 1945.

Wir schauen beide zu Zaremba hinüber. Seine Augen zeigen völlige Ruhe. Einigermaßen aus der Fassung gebracht, setze ich mich wieder hin und beobachte Horst. Aus seinen Blicken ist schwer etwas zu erraten. Noch immer hält er das Blatt in der Hand; erst nach einer Weile legt er es auf den Tisch. »Unverständlich, unverständlich . . .«

Horst bittet Zaremba um Verzeihung – wofür, ist nicht ganz klar – und fügt hinzu, man möge ihm trotz alledem gestatten, das Haus zu besichtigen, den Hof und den Garten. Der Hausherr findet das ganz natürlich und versichert: »Ich habe doch nichts gegen Martha.«

Wir werfen einen Blick in die Küche und die beiden anderen Zimmer. Es gibt nichts besonders Interessantes; solche Bauernhäuser habe ich viele gesehen und mein Freund sicher ebenfalls. Horst aber nimmt alles mit Begeisterung in Augenschein.

Auch der Hof ist, wie Höfe eben so sind, der Garten nicht groß. Erst der letzte Blick auf das Haus reißt mich aus der grauen Alltagsstimmung: Typisch masurischer volkstümlicher Baustil, wie ich ihn aus ethnographischen Arbeiten und Reproduktionen kenne.

Wir verabschieden uns von den Zarembas mit großer Herzlichkeit, in die sich unsererseits Verlegenheit mischt. Der Gedanke an Marthas Vater lastet auf diesem Abschied. Aber

das Lächeln des Hausherrn verrät nichts Trauriges, es strahlt Stille aus, ruhiges Wohlwollen. Sein Sohn, der gerade hereinkommt, drückt uns – unbefangen von dem, was zwischen uns gesprochen wurde – lächelnd die Hand. Und sein kleines, vielleicht sechsjähriges Töchterchen ruft, als wir bereits am Zaun stehen: »Auf Wiedersehen, Onkel!«

Über den kleinen Platz unter den Kastanien kehren wir zum Wagen zurück. Und ebenda sehen wir Kinder mit Schulmappen, die aus der Schule nach Hause eilen.

»Mensch, das habe ich ganz vergessen!« sagt Horst.

Wir gehen die Dorfstraße entlang in der Richtung, aus der die Kinder gelaufen kamen. Nicht sehr weit entfernt befindet sich ein Gebäude aus roten Ziegeln mit einem Emailleschild »Grundschule«. Auf den Stufen beim Eingang stehen ein Mann und eine Frau – sicherlich Lehrer und Lehrerin –, doch als wir uns nähern, treten sie ins Haus. Wir schauen in ein, zwei Unterrichtsräume. Und wieder bemerke ich die Begeisterung in Horsts Gesicht.

»Hier ging sie in die erste Klasse«, sagt er. »Aber sie hat sie nicht beendet. Ihre ganze Ausbildung erhielt sie bereits bei uns, in der DDR.«

»Interessant, warum dein Schwiegervater nicht in die Westzone gegangen ist.«

»Dann hätte ich Martha nicht kennengelernt.« Horst lacht. »Schluß jetzt mit diesen Vermutungen!«

Schweigend gehen wir den Weg zurück. Zuweilen fällt eine Bemerkung über Dinge, die mit dem Dorf und Marthas Elternhaus zusammenhängen.

In Ostróda halten wir wieder in der Nähe der Anlegestelle, um im Restaurant Mittag zu essen. Es ist zwei Uhr. Als wir auf die glatte, in der Sonne funkelnde Fläche des Sees hinausschauen, sagt Horst plötzlich: »Nun weiß ich nicht, erzähl ich Martha das alles, oder laß ich's lieber?«